

Das Judentum im Religionsunterricht

Rückblick und Ausblick

Wenn man nach der Rolle des Judentums im Religionsunterricht der Nachkriegszeit fragt, wird man mit Recht sagen dürfen, daß es kaum ein anderes Thema des Religionsunterrichts gibt, das seitdem einen so radikalen Wandel mitgemacht hat. Selbst wenn man weiß, daß das Wort „Paradigmenwechsel“ heute inflationär gebraucht wird, kann man die erfolgte Neukonzeption kaum anders nennen. Dafür gibt es – pauschal betrachtet – theologische, pädagogische und politische Gründe.

Die katholische Kirche selbst hat auf Anregung von Papst Johannes XXIII. in ihrer religiösen, theologischen und politischen Einstellung zum Judentum spätestens seit der Konzilerklärung „Nostra Aetate“ (1965) damit begonnen, sich von ihrem jahrhundertelangen Antijudaismus zu verabschieden und ein neues, theologisch verantwortbares Verhältnis zum Judentum aufzubauen. Seitdem haben die Päpste Paul VI., besonders intensiv Johannes Paul II. und auch Benedikt XVI. diese grundlegende Konzilerklärung bestätigt und weitere Schritte getan, die zu einem deutlich verbesserten Klima zwischen Kirche und Judentum geführt haben. Was die Kirchenleitung angeregt hat, wurde auf vielen Ebenen, zum Beispiel in päpstlichen Verlautbarungen, in bischöflichen Hirtenschreiben, auf Landessynoden, von der theologischen Wissenschaft, bei der Arbeit der katholischen Akademien, in der Pastoral, in der Publizistik und auch bei der kirchlichen Basis mehr oder weniger stark rezipiert. Die Entwicklung auf diesem Problemfeld, das zu den ältesten der Kirche gehört, wird man in Zukunft wahrscheinlich zu den großen Reformen der Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts zählen. Da sich gleichzeitig auf evangelischer Seite ähnlich positive Trends entfalteten, hat das Thema auch eine ökumenische Dimension.

Die religionspädagogischen Grundmuster haben sich – weithin parallel zu der pädagogischen Entwicklung in Schule und Wissenschaft – erheblich verändert. Der Religionsunterricht hat sich von seinem früheren Verkündigungsverständnis, in dem der Katechismus den Unterricht prägte und der Unterricht vor allem kirchliche Christenlehre war, weiter fortentwickelt. Diese Entwicklung führte über einen abwechselnd eher wissenschaftsorientierten, zielorientierten, problemorientierten, handlungsorientierten bis zu einem auch nicht gänzlich unumstrittenen korrelativen Unterricht heute, in dem die Sache des Glaubens mit den Grundfragen der Zeit

und den Einstellungen der Schülerinnen und Schüler in Beziehung gesetzt wird. In dieser Zeit haben sich auch die großen nichtchristlichen Religionen erstmals einen festen Platz im Religionsunterricht erobert. Dadurch ergaben sich für das Thema Judentum neue Chancen lebendiger Vermittlung.

Die jeweilige politische Aktualität spielte auch im Religionsunterricht immer eine große Rolle. Ereignisse wie die Gründung des Staates Israel, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Israel, der Sechstagekrieg, der Antizionismus der 68er-Generation, der Yom Kippur-Krieg, die vielen großen Filme und Fernsehsendungen zur Shoah, die deutsche Wiedervereinigung, die Intifada, die jeweilige Politik Israels und der Palästinenser, der Terrorismus, die komplizierten Friedensverhandlungen, fragwürdige politische Äußerungen zum Judentum und zu Israel, Ausschreitungen mit antisemitischem Hintergrund usw. wurden und werden wegen ihren religiösen und ethischen Implikationen auch im Religionsunterricht beachtet und in den Klassen weithin kontrovers diskutiert.

Alle diese Faktoren haben die Behandlung des Judentums im Religionsunterricht entscheidend beeinflusst. Um einen Überblick über das Ausmaß der Veränderungen und die heutigen Aufgaben zu gewinnen, sollen in fünf Schritten zuerst pauschal drei verschiedene Phasen der Nachkriegszeit skizziert werden, deren zeitliche Abgrenzung einer gewissen Unschärfe unterliegt. Daran schließt sich eine Beschreibung der gegenwärtigen Situation und schließlich der Zukunftsaufgaben des Religionsunterrichts bei der Behandlung des Judentums an.

1945–1960/65: Christlicher Antijudaismus

Es erscheint uns heute unverständlich, daß die Kirche nicht sofort nach Bekanntwerden der Shoah ab 1945 radikale Konsequenzen aus dem furchtbaren Geschehen zog und ihre alten Stereotypen über das Judentum, die in der Geschichte oft zu gefährlicher Judenfeindschaft geführt und jüngst auch den nationalsozialistischen Antisemitismus gestützt hatten, nicht durchschaute und beseitigte. Dieses mühevollen Umdenken blieb zunächst einzelnen Pionieren wie Johannes Oesterreicher, Kardinal Augustin Bea SJ, Gertrud Luckner oder Karl Thieme vorbehalten, die Jahre später die Judenerklärung des Konzils inspirieren und beeinflussen konnten.

In dieser Zeit stand der Religionsunterricht noch weitgehend im Kontext der kirchlichen Verkündigung und Liturgie: Damals wurde noch durchaus affirmativ die Karfreitagsbitte für die Juden behandelt, die von den „perfidis Judaeis“, von den „treulosen Juden“ sprach und insofern innerhalb der zwölf Karfreitagsbitten eine auffällige Sonderrolle einnahm, als hier die sonst übliche Kniebeuge unterblieb, „weil die treulosen Juden in der Passionserzählung Jesus durch eine Kniebeuge verhöhnt hatten“. Das war ein durchaus beeindruckender Ritus, der einen kirchlichen Kollektivschuldvorwurf implizierte, da er betend die heutigen Juden mit Blick auf

die Juden in den Evangelien beschuldigte. Nicht besser klangen am Karfreitag die sogenannten „Improperien“ mit ihrem anklagenden Ruf Christi: „Popule meus, quid fecisti tibi?“ – „Mein Volk, was habe ich dir getan?“ Ähnlich abwertend war es, wenn im Gottesdienst, oft vor der Monstranz mit dem Altarssakrament, das „Tantum ergo“ des Thomas von Aquin gesungen wurde, in dem es heißt: „et antiquum documentum novo cedat ritui“ – „der Alte Bund möge dem Neuen weichen“.

Das Alte Testament war fast nur als unvollkommener Vorläufer des Neuen Testaments von Interesse und verhielt sich zu diesem wie die noch ausstehende „Verheißung“ zur endlich erfolgten „Erfüllung“. Der Gott des Alten Testaments wurde nicht selten als ein Gott der Rache vorgestellt, während der Gott des Neuen Testaments der Gott der Liebe war. Ganz selbstverständlich und durchgängig galt die Tora damals als hartes Gesetz, das auf die Einhaltung vieler unnützer und schwer zu haltender Gebote zielte. Sie stand in dieser Optik im krassen Gegensatz zur Freiheit des Evangeliums, das den Menschen eine leichte Bürde auferlegte. Die großen Gestalten der Hebräischen Bibel wie Abraham, Mose oder David wurden in einer allegorisierenden und typisierenden Exegese auf Jesus bezogen, dessen Vorbilder und Vorläufer sie waren. Die Propheten waren vor allem als Ankünder des Messias von Interesse. So bot das Alte Testament vorwiegend den dunklen Hintergrund, vor dem sich das Bild des Neuen Testaments um so strahlender abhob – ein Kontrast, der sich wirkungsvoll im Unterricht darstellen ließ.

Aus dem Neuen Testament las man heraus, daß „die Juden“ den Glauben an Jesus abgelehnt und für den Tod Jesu verantwortlich seien. Daher waren sie als „Gottesmörder“ mit der schwersten denkbaren Schuld beladen, so lange sie „verstockt“ blieben und sich nicht zu Christus bekehrten.

Auch die theologische Deutung der weiteren Geschichte war höchst fragwürdig. Der blutige Untergang Jerusalems und die Eroberung der Stadt durch die Römer im Jahr 70 n. Chr. wurde als Zeichen des göttlichen Strafgerichts über die Juden interpretiert. Allen Ernstes lehrte man, die vielen Leiden des jüdischen Volkes in der langen Geschichte seien weitere Beweise für ihre Schuld, die dadurch verursacht sei, als sie sich trotz aller Zeichen permanent weigerten, sich zu Christus zu bekehren. Selbst Auschwitz galt in dieser Perspektive gelegentlich als ein Beweis für die Größe ihrer Schuld, ohne daß man merkte, wie furchtbar der christliche Gott hier zu einem Gott der Rache funktionalisiert wurde und wie das Christentum sich selbst diskreditierte und in Frage stellte. Die Gründung des Staates Israel galt vereinzelt als apokalyptisches Zeichen der Endzeit, wie es bei den Propheten angesagt wurde, wenn sie von der Sammlung des verstreuten Israels im Land der Väter sprachen. Hier werde den Juden nach Auschwitz eine letzte Chance für ihre Bekehrung zu Christus gegeben.

Die Liste weiterer gefährlicher Vorurteile ist lang. Sie reicht von einem völlig verzerrten Pharisäerbild („arrogante Heuchler“) über die Verehrung von Märtyrern,

die angeblich von bösen Juden getötet worden waren (z. B. Werner von Bacherach) bis zu dem mittelalterlichen Vorwurf der Hostienschändung, von dem so mancher Wallfahrtsort (z. B. Deggendorf) damals noch profitierte.

Genauso verheerend wie die tradierten Vorurteile und Falschaussagen über die Juden war das komplette Fehlen einer eigenen Judentumskunde im Religionsunterricht. Das Judentum selbst in Vergangenheit und Gegenwart wurde nicht thematisiert. Man erfuhr nichts darüber, wie und wo heutige Juden leben, was in einer Synagoge geschieht, welche jüdischen Richtungen es heute gibt und wie die Jungen Bar Mizwa feiern. Erst recht wurden nicht einmal in der Oberstufe die Namen von jüdischen Großen wie Hillel, Bar Kochba, Raschi, Maimonides, Spinoza, Sabbatai Zwi, Baal Shem Tow, Mendelssohn, Buber, Baeck, Scholem oder Wiesel erwähnt. Die totale Unkenntnis über das lebendige Judentum post Christum natum war ein beschämendes Faktum.

In den Schulbüchern für den Religionsunterricht kam das Judentum als eigenständige Größe nicht vor. Es hatte keinen eigenen Ort, sondern tauchte nur bei der Behandlung einiger biblischer und kirchengeschichtlicher Themen am Rand auf.

1960/65 – 1990: Zeit der Neubesinnung

Der entscheidende Impuls für eine Neuorientierung des Religionsunterrichts ging von der sogenannten Judenerklärung „Nostra aetate“ aus, die das Zweite Vatikanische Konzil 1965 verabschiedete. Die Anregung dazu kam von Papst Johannes XXIII., der schon vorher die diskriminierenden Äußerungen der „perfidii Judaei“ aus der Karfreitagsliturgie durch erheblich bessere Texte ersetzt hatte. In der „Judenerklärung“ fand die Kirche zum ersten Mal in ihrer langen Geschichte auf Konzils-ebene freundliche und theologisch verantwortbare Worte über das Judentum.

Dabei war kaum ein anderes Schema des Konzils so umstritten wie dieses gewesen. Vertreter einer beachtlichen Minderheit fürchteten unliebsame Reaktionen der arabischen Welt. Andere wollten einen solchen Traditionsbruch der Kirche nicht akzeptieren. Aber dank der Beharrlichkeit von Kardinal Bea und anderer Konzilsväter fand die Erklärung doch zum Ende des Konzils eine große Mehrheit. Diejenigen, die seit Jahren eine entsprechende konziliare Äußerung erwartet hatten, sahen das Dokument allerdings zuerst mit gemischten Gefühlen. Sie waren einerseits dankbar, nun endlich eine positive Konzilsäußerung über das Judentum zu haben; andererseits ging ihnen der Text nicht weit genug und blieb mit seinen Kompromissen hinter den Erwartungen zurück, da er auf manche theologische und politische Bedenken allzuviel Rücksicht nahm. Doch zeigte sich in der Zukunft, daß diese Erklärung wie das kleine Senfkorn im Gleichnis Jesu reiche Frucht brachte. Im Jahr 1974 erließ die vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum „Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilerklärung

Nostra aetate“, die konkrete Anregungen für den Religionsunterricht enthielten. Sie ließ 1985 „Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche“ folgen, die mit den alten Vorurteilen aufräumten. Man könnte noch zahlreiche Äußerungen und Maßnahmen dieser Jahre nennen, die das innerkirchliche Klima im Dialog mit den Juden verbesserten. So wurden zum Beispiel die Wallfahrten zu Orten, an denen man fälschlich jüdische Vergehen wie Sakraltatzen und Hostienschändung in Erinnerung hielt, eingestellt und verboten.

Gründliche Untersuchungen engagierter Religionspädagogen listeten die früheren Mängel auf und zeigten bessere Wege für den Religionsunterricht. Die kirchlichen und staatlichen Richtlinien für das Fach wurden überall durch neue bessere ersetzt. Im Religionsunterricht wurden nun die alten Vorurteile über das Gottesbild des Alten Testaments, die Tora und die Pharisäer durchschaut und nicht länger propagiert. Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Christen wurden neu gesucht und in Fülle gefunden. Die Schöpfungstexte, der Dekalog, das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, das prophetische Ethos, die Armentheologie, die Anthropologie, die Psalmen und beachtliche Teile der Eschatologie wurden als jüdisches Erbe im Christentum erkannt. Aussagen des Paulus im Römerbrief (9–11) über die bleibende Heilsbedeutung Israels wurden erst jetzt staunend zur Kenntnis genommen. Erstmals wurde nun in den Klassenzimmern gelehrt, daß Jesus Jude war, in der jüdischen Tradition seiner Heimat aufwuchs, die Gebete seines Volkes sprach, ausschließlich jüdische Freunde um sich versammelte und sein Gott der Gott Israels war. Das Alte Testament wurde nun nicht mehr nur als unvollkommener Vorläufer des Neuen Testaments gelesen, sondern als die heilige Schrift, die Jesus las, auslegte und auf sich bezog. Es wurde klar, daß ohne Altes („Erstes“) Testament die Würde Jesu („Sohn Davids“, „Messias“, „Sohn Gottes“, „Prophet“, „Emmanuel“) kaum aussagbar ist und daß die Hebräische Bibel das unerläßliche Fundament für jedes christologische und theologische Verständnis ist.

Die Vorwürfe des Gottesmordes und der Verstocktheit der Juden wurden endgültig fallengelassen. Die lange Schuldgeschichte gegenüber den Juden und der christliche Antijudaismus, der in den Tagen der Kirchenväter begann und bis ins 20. Jahrhundert andauerte, wurden erstmals exemplarisch thematisiert und offen als Fehlverhalten dargestellt.

Das Judentum gewann darüber hinaus als eigenständige Größe einen festen Platz im Religionsunterricht. Es war nicht nur bei biblischen oder kirchengeschichtlichen Themen als Vorläufer, Schwester oder Mutter des Christentums präsent, sondern als lebendige gegenwärtige Religion, die nicht zuerst museale, sondern aktuelle Bedeutung beanspruchen darf. Synagogen, jüdische Friedhöfe und Gedenkstätten wurden nun von Schülerinnen und Schülern besucht. Manche Klassen machten sich auf die Suche nach jüdischen Spuren in ihrer Heimat. Soweit wie möglich wurden lebendige Kontakte zu Juden und gelegentlich sogar zu Schulklassen in Israel ge-

sucht. Jüdische Originaltexte fanden nun Eingang in den Unterricht. Dabei hatten einige kleine Erzählungen der Talmudlehrer und vor allem der Chassidim hohe Konjunktur. Stationen der jüdischen Geschichte, jüdische Festtage, Speisegesetze und Bräuche wurden von den Klassen erarbeitet. Die neue Judenfreundlichkeit ging gelegentlich auch zu weit, wenn etwa Klassen das Sedermahl als liturgischen Vollzug nachspielten – eine Unsitte, die von Juden als mißlich empfunden wurde.

Eine besondere Herausforderung für den Religionsunterricht wurde die Thematisierung der Shoah. Anders als im Geschichtsunterricht mußten die Religionslehrer nicht so sehr auf die politischen und historischen Fakten und Trends eingehen, sondern sich vor allem den so schwierigen Fragen der Theodizee und der Schuld und Einstellung der Christen zu dieser unvorstellbaren Katastrophe stellen.

Manche Religionslehrer machten nun auch auf die Asymmetrie zwischen Christentum und Judentum aufmerksam, die nicht nur Größe, Alter und Verbreitung betrifft, sondern sich theologisch vor allem darin zeigt, daß die Juden für ihr religiöses Selbstverständnis das Christentum nicht brauchen, während die Christen ohne die alttestamentlich-jüdische Substanz ihren eigenen Glauben gefährden.

Diese Kehrtwende wurde vor allem durch völlig neue Schulbücher gefördert. Sie spiegeln unverkennbar die Neubesinnung der Religionspädagogik wider und zeigen gleichzeitig Wege, welche Themen und Probleme im Lauf der Schulzeit altersgemäß auf den verschiedenen Klassenstufen behandelt werden können.

Erstmals finden sich hier sowohl sachgemäße wie sympathische Darstellungen des Judentums und das in zweifacher Hinsicht. Einmal stehen nun die jüdischen Bezüge bei christlichen Themen, zum Beispiel in der Bibel- und Kirchengeschichtsarbeit, auf einem akzeptablen Niveau. Zum andern tritt erstmals das Judentum in seiner religiösen Eigenart mit seinen Schriften, Feiern, Bräuchen und Gestalten als eigene Größe, also unabhängig von stetem Seitenblick auf das Christentum, auf den Plan. Es ist nun nicht mehr nur als Vorläufer des Christentums von Interesse, sondern als Zeitgenosse auf gleicher Augenhöhe und als selbständiger Weggefährte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Man mache für einen Moment das Gedankenexperiment, wie die Geschichte verlaufen wäre, wenn vor 100 Jahren im Religionsunterricht das lebendig gelehrt worden wäre, was heute als Frucht des letzten Konzils Standard geworden ist.

1990–2006: Neue Probleme des Religionsunterrichts

In den letzten Jahren hat eine Entwicklung stattgefunden, die die Situation des Religionsunterrichts nochmals stark verändert hat. Sie bringt neue Schwierigkeiten, aber auch neue Chancen mit sich.

Der Religionsunterricht hat Anteil an all den schulischen Problemen, die seit einiger Zeit wieder größere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit finden. Stichworte

dazu sind etwa Pisa, ein- oder mehrgliedriges Schulsystem, Schulzeitdauer, inhaltliche Schwerpunktsetzung, neue Arbeitsverfahren und Methoden, Früheinschulung, Bildungsstandards, Richtlinien und Stundentafeln, Lehrermangel und Lehrerverhalten, Klassengröße, Schülerverhalten, Schüler und Schülerinnen mit Migrationshintergrund, Erziehungsprobleme, Gewalt in der Schule, Mobbing, Radikalismus, Verantwortung der Eltern, Scheidungswaisen, Kinder von Alleinerziehenden, Elitebildung, Sicherung eines Grundwissens, Begabtenförderung, Förderung von Kindern aus sozial benachteiligten Verhältnissen usw. All diese Probleme, die auch eine politische und soziale Dimension haben, lassen den Religionsunterricht nicht unberührt. Sie stellen ihn auch bei der Behandlung des Judentums vor ganz erhebliche Probleme, wodurch seine Wirksamkeit deutlich eingeschränkt ist.

Hinzu kommen spezifische Probleme des Fachs, die in den letzten Jahren neu entstanden sind und neu diskutiert werden. Seit der Wiedervereinigung beider Teile Deutschlands 1990 gehören zur Bundesrepublik auch die neuen Bundesländer, in denen der prozentuale Anteil katholischer und evangelischer Christen weit unter dem Durchschnitt der alten Bundesländer liegt. Das bringt es mit sich, daß dort in vielen Gegenden wegen der geringen Schülerzahl der herkömmliche schulische Religionsunterricht nicht mehr möglich ist. Stattdessen finden in den Gemeinden religiöse Unterweisungen statt, die, da sie außerhalb der regulären Schulzeit liegen, unterschiedlich stark frequentiert werden und an manchen Orten bei steigendem Jugendalter eine schwindende Beteiligung hinnehmen müssen.

Weithin als Konkurrenz zum Religionsunterricht muß das neue Fach Lebensgestaltung – Ethik – Religion (LER) angesehen werden, das nach scharfen Kontroversen in Brandenburg als Pflichtfach eingeführt wurde. Die meisten anderen Bundesländer haben für Schüler, die nicht am Religionsunterricht teilnehmen, ein Ersatzfach eingeführt, das vor allem der Werteerziehung dienen soll. Je nach Bundesland trägt es den Namen „Philosophie“, „Praktische Philosophie“, „Werte und Normen“ oder ähnlich. Insgesamt nehmen in der Bundesrepublik Deutschland bei starken Abweichungen nach Altersstufe und Bundesland schätzungsweise etwa je ein Drittel aller Schüler am katholischen, am evangelischen Religionsunterricht oder an einem alternativen Wahlpflichtfach teil, wobei der auch erteilte jüdische und islamische Religionsunterricht zahlenmäßig heute noch keine große Rolle spielt. In der Regel erfahren die Schüler vom Judentum und von dem neuen Verständnis, das sich zwischen Juden und Christen angebahnt hat, im Ersatzunterricht kaum etwas. Bei ihnen ist oft die Ignoranz über Fragen, die das Judentum betreffen, beträchtlich.

Der katholische Religionsunterricht bewegt sich zur Zeit zwischen großen Gegensätzen. Einerseits hat die Kenntnis des eigenen Glaubens in den Klassen in einer unvorstellbaren Weise abgenommen, da die meisten Schüler kaum Anregungen in den Familien und Gemeinden erhalten. Andererseits kann man nicht erst seit dem Weltjugendtag (August 2005) ein lebendiges Interesse an religiösen Themen fest-

stellen, da für viele das Christentum als „Neuheitserlebnis“ erfahrbar wird. Lehrerinnen und Lehrer klagen vehement über den steinigen, dornigen und unfruchtbaren Boden für das Wort des Evangeliums, registrieren aber auch in den Klassen Freude an der Sache Jesu und Engagement für den Glauben, selten allerdings auch fundamentalistische Ansichten. In denselben Klassen findet man Desinteresse und Interesse, Indifferenz und Entschiedenheit, gelangweilte und suchende Schüler. Nicht wenige experimentieren mit religiösen und esoterischen Angeboten oder mixen sich ihre Lebenseinstellung aus Elementen ganz unterschiedlicher religiöser und weltanschaulicher Herkunft. Alle diese unterschiedlichen Haltungen spielen auch bei der Behandlung des Judentums eine Rolle.

Eine nicht zu unterschätzende Belastung für den Religionsunterricht ist das Bild der Kirche, das viele Schüler aus den Medien oder vom Hörensagen, manche auch aus eigenen Erfahrungen, für sich gewonnen haben. Da hat sich häufig der Eindruck von Rückständigkeit, Intoleranz, Lieblosigkeit, Beharren auf veralteten Formen usw. festgesetzt. Wo dann im Unterricht offen und kritisch vom früheren Antijudaismus der Kirche die Rede ist, nehmen manche Schüler die negativen Aspekte der Geschichte nur als Bestätigung für ihre kirchliche Distanz wahr und verdrängen die neueren Reformschritte völlig. Manche Religionslehrer weichen deshalb dem Thema aus, um Schülern nicht weiteren Stoff für ihre antikirchliche Einstellung zu liefern.

Angesichts der Megaprobleme des Religionsunterrichts erscheint heute vielen Lehrern und Schülern das Thema Judentum eher marginal. Bewußt oder unbewußt meinen sie, daß bei der knappen Zeit, die für den Religionsunterricht zur Verfügung steht, wichtigere Themen Vorfahrt haben. Immerhin wird diese resignierte Einstellung dadurch in Frage gestellt, daß das Interesse an den nichtchristlichen Religionen weithin stark gewachsen ist, wobei man oft zunächst nicht sieht, daß das Judentum und sein Verhältnis zum Christentum einzigartig ist und nicht einfach unter das Thema „Nichtchristliche Religionen“ subsumiert werden kann.

Judentum im Religionsunterricht heute

Dort, wo das Thema „Judentum“ heute im Religionsunterricht behandelt wird, hat sich gegenüber früher die Situation im allgemeinen verändert. Neuerdings wird wieder an vielen Schulen eine wachsende Unkenntnis in allen Fragen des Judentums registriert. Sie ist eine Parallelerscheinung zum Verlust der christlichen Traditionen bei vielen Schülern. Dieser Prozeß bringt es mit sich, daß auch die alten religiösen Vorurteile („Gottesmörder“, „Verstockung“) gegenüber den Juden bei den meisten Schülern nicht mehr vorhanden sind. Sie müssen im Unterricht neuerdings erst als historische Daten bekannt gemacht werden, stoßen aber in der Schülerschaft so gut wie nie auf positive Resonanz.

Neue Schwierigkeiten im Unterricht bereitet vor allem das verzerrte Bild vom Staat Israel, das die Schüler für sich gewinnen, da in den Medien Israel meist in seinen Reaktionen gegenüber Terroranschlägen der Palästinenser als völlig überzogen und rachsüchtig erscheint. Die an sich gute Vorliebe für den Schwächeren kostet Israel zu Gunsten der Palästinenser Sympathien, ohne daß die existentielle Bedrohung Israels im Nahen Osten in den Blick kommt. Meist ist eine genauere Analyse der politisch komplexen Situation im Unterricht kaum möglich. Sie würde ein anderes Israelbild ergeben. Noch schwerer ist es, berechtigte Kritik am Staat Israel und alte und neue Formen des Antisemitismus auseinanderzuhalten und zu einer neuen kritischen Solidarität mit Israel und den Palästinensern zu kommen.

Ebenso wichtig ist das Aufkommen eines neuen Antisemitismus, der in den letzten Jahren stark gewachsen ist. Er findet sich vor allem in rechtsgerichteten Parteien, in einigen radikalen Jugendgruppen und ist in verbaler Form oft auch in politischen Reden und Stammtischparolen zu hören. Noch gefährlicher ist der neue Antisemitismus in seiner muslimischen Form, der in vielen Ländern, zum Beispiel in Frankreich, schon bedrohliche Formen angenommen hat. Der Religionsunterricht muß auf die religiösen Wurzeln dieser Krankheit eingehen, das Gewaltpotential des Islam darstellen, ohne es zu verallgemeinern und ohne dabei die vielen positiven Seiten des Islam und die friedliche Gesinnung der meisten Muslime zu unterschlagen, um nicht naheliegenden Vorurteilen gegenüber dem Islam neue Nahrung zu geben.

Die großen Fortschritte der Kirche in ihrem Verhältnis zum Judentum, die die frühere Generation wegen ihres Neuigkeitswertes noch in Begeisterung versetzen konnten, ist für viele Lehrer heute schon ein Stück Geschichte, das in seiner Bedeutung kaum mehr so emotional als wichtige Reform der Kirche wahrgenommen wird wie früher. Immerhin sind einige Zeichen der Annäherung der Kirche an das Judentum während des letzten Pontifikats noch lebhaft in Erinnerung: weniger der Besuch des im April 2005 verstorbenen Papstes Johannes Pauls II. in Auschwitz (1979), der erste Besuch eines Papstes in einer Synagoge (Rom 1984) und die Aufnahme diplomatischer Beziehungen des Vatikans mit dem Staat Israel (1994), mehr dagegen das öffentliche Schuldbekenntnis der Kirche in der Petersbasilika in Rom (2000), die Reise des Papstes nach Jerusalem, sein Besuch in Yad Vashem und sein Gebet um Vergebung an der Klagemauer (2000). Auf derselben Linie liegt auch der Besuch Papst Benedikts XVI. im August 2005 in der Kölner Synagoge, über den die Medien weltweit informiert haben und der von den meisten Juden in aller Welt positiv bewertet wurde.

Aufgaben in Gegenwart und Zukunft

Wenn man die Entwicklung der letzten Jahre und die gegenwärtige Situation bedenkt, ergeben sich nochmals neue Aufgaben bei der Behandlung des Judentums im Religionsunterricht.

1. Die Errungenschaften des Konzils und der Nachkonzilszeit müssen heute sach- und schülergemäß weiterentwickelt werden. Es darf nicht so weit kommen, daß die Behandlung des Judentums im Religionsunterrichts als ein exotisches Nebenthema abgetan wird, auf das wegen anderer wichtigerer Themen verzichtet werden kann. Auch die neueren Entwicklungen in Kirche und Theologie (Dogmatik, Exegese, Kirchengeschichte, Liturgiewissenschaften usw.) haben die fundamentale und bleibende Bedeutung des Judentums für den christlichen Glauben bestätigt. Im Grund muß der Religionsunterricht so gehalten werden, als ob er ständig im Angesicht des Judentums erteilt würde. Nichts, was gegen die historische Wahrheit oder die religiöse Bindung mit dem Judentum verstößt, darf im Unterricht Platz haben („Unterrichtsprinzip“). Darüber hinaus muß es auf den verschiedenen Schulstufen eigene Unterrichtsreihen zum Judentum geben, die das Judentum als selbständige Größe in Geschichte und Gegenwart behandeln, Erfahrungen mit authentischen Zeugnissen des Judentums ermöglichen und die religiösen und historischen Beziehungen zwischen Juden und Christen verständlich machen („Unterrichtsthema“).

2. Im christlich-jüdischen Gespräch der letzten Jahre hat sich mehr und mehr gezeigt, daß neben dem Herausstellen der Gemeinsamkeiten auch die Reflexion der bleibenden und nicht ausräumbaren Verschiedenheiten notwendig ist, um jede besitzergreifende „Umarmung“ zu vermeiden. Die Unterschiede vor allem in der Trinitätslehre, Christologie und Ekklesiologie dürfen nicht verharmlost oder gar unterschlagen werden. Wenn Juden und Christen gewiß auch denselben Gott anbeten, so ist ihre Beziehung zu Gott doch auch deutlich verschieden. Eine überzogene „Einheitstendenz“ bringt die Gefahr mit sich, daß das Judentum sich vereinnahmt fühlt und seine religiöse Eigenständigkeit bedroht sieht. Das christlich-jüdische Verhältnis ist als eine nicht spannungs- und konfliktfreie, asymmetrische „versöhnte Verschiedenheit“ darzustellen.

3. Eine immer dringlicher werdende Aufgabe ist es, die Erinnerung an Auschwitz im Religionsunterricht wachzuhalten und vor der wachsenden Ahnungslosigkeit nicht zu resignieren. Dabei müssen die Gefahren, die bei der Behandlung des Themas leicht entstehen, vermieden werden. Diese unvorstellbare Katastrophe darf vor allem in Deutschland weder der Vergessenheit anheimfallen („memoria passionis“), noch darf sie so dargestellt werden, daß Überdruß und Abneigung entstehen. Ursachen, Verlauf und Folgen sind zu bedenken, ohne daß Auschwitz für irgendeinen Zweck funktionalisiert wird. Das Thema muß als ein Höhepunkt eines Zivilisationsbruchs und einer Schuldgeschichte erkennbar werden, aus der sich wichtige Imperative für Gegenwart und Zukunft ergeben. Gerade auch die mit Auschwitz verbundenen religiösen und theologischen Probleme müssen im Unterricht ihren Platz haben.

4. Stärker als bisher ist die Pluralität des Judentums herauszuarbeiten. Es ist nicht richtig, wenn in Unterrichtsmodellen oder Schulbüchern auf photogenen Bildern oder Gemälden als Juden vorwiegend schwarz gekleidete, bärtige Orthodoxe ge-

zeigt werden, obwohl diese eher eine jüdische Minderheit bilden. Auch von konservativen, liberalen, agnostischen und atheistischen Juden sollte die Rede sein und die jüdische Vielfalt in der modernen Kultur nicht unterschlagen werden. Vor allem wäre es einseitig, das Judentum nur als ein Volk der Leiden darzustellen und die Lebensfreude, den Humor und den Witz dieses Volkes zu unterschlagen.

5. Besonders wichtig erscheint es, die gemeinsamen Zukunftsaufgaben von Juden und Christen aufzuzeigen, die sich aus den Heiligen Schriften beider verpflichtend ergeben. Dazu gehören zum Beispiel der Einsatz für Heiligkeit des Lebens, für Frieden und Gerechtigkeit, die Bekämpfung von Armut und Not in der Welt, die Achtung der Menschenrechte, die Zurückweisung von Terror und Gewalt gerade auch aus religiösen Motiven. Beide Religionen können die Einseitigkeiten und Defizite der säkularisierten Welt zum Bewußtsein bringen, die Bedeutung des Gottesglaubens nach der Aufklärung heute vorleben und als Konsequenz ihres Glaubens alle modernen „Götzen“ entlarven. Vereint müßten sie sich für die Würde der Religion einsetzen und gegen die Diktatur der Ökonomie, die Alleinherrschaft des Lustprinzips und die Allgegenwart des Konsumismus angehen. Wenn sie dabei exemplarisch die unauflösliche Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe vorleben, können sie der Welt lebenswichtige Perspektiven für eine sinnvolle Zukunft aufzeigen.

Wenn man sich all diese Aufgaben vor Augen führt, wird man unschwer feststellen, daß trotz großer Fortschritte in der Vergangenheit auch heute viele weitere Schritte zu tun sind, um die neuen Aufgaben auch wirklich im Schulalltag zu realisieren. Um die Desiderate zu beheben, wäre es etwa notwendig, daß die Politiker die volle Erteilung des Religionsunterrichts in allen Jahrgängen sichern, daß in den Ortskirchen das Bewußtsein für diese Aufgabe wächst, daß eine konsequente Lehrerfortbildung und Lehrermotivation für dieses Thema stattfindet und daß der Kontakt zu jüdischen Gemeinden und Nachbarn vor Ort stärker wird.

Daß das Judentum eine bleibende Aufgabe des Religionsunterrichts ist, hat Papst Benedikt XVI. im vergangenen August in seiner Rede in der Kölner Synagoge bekräftigt:

„Die Kirche weiß sich verpflichtet, diese Lehre in der Katechese und in jedem Aspekt ihres Lebens an die nachwachsenden Generationen, die selbst nicht mehr Zeugen der schrecklichen Ereignisse vor und während des Zweiten Weltkriegs waren, weiterzugeben. Das ist ... eine Aufgabe von besonderer Bedeutung.“